



Staats- und
Universitätsbibliothek
Bremen

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen

DFG Projekt Die Grenzboten

Die Grenzboten

Berlin u.a., 1841 - 1922

Maßgebliches und Unmaßgebliches

urn:nbn:de:gbv:46:1-908



Maßgebliches und Unmaßgebliches

Philosophie

Tema con variazione. In den Anfängen des menschlichen Denkens war die Mathematik eine Wissenschaft, die es als ihre Aufgabe erkannte, die Beziehungen und Größen der von uns sinnlich wahrnehmbaren Figuren auszumessen. Allmählich emanzipierte man sich von der Sichtbarkeit der einzig von unseren Sinnesorganen zu perzipierenden Körper und erkannte oder einigte sich darüber, daß der Gehalt des mathematischen Begriffs nicht begründet sei in isolierten Vorstellungsinhalten, sondern in der Operation des Geistes und den idealen Beziehungen, die durch sie erfaßt waren. So überwand man die Unzulänglichkeiten der Empirie, ja schreckte auch nicht mehr zurück, mit ihr nötigenfalls in Konflikt zu geraten, unterstanden doch nun die Gebilde des mathematischen Denkens keinem anderen Gesetz als demjenigen, das unser eigener Geist ihnen vorschreibt.

Ein anderes Beispiel der Bestimmung unserer Seele auf ihr Recht der Eigengesetzlichkeit bietet die Kantische Ethik — im wesentlichen das Plaidoyer der radikalen Loslösung des sittlichen Bewußtseins von allen das Gewissen trübenden, aus anderen Provinzen des Geistes hereindrehenden Gewohnheiten und Traditionen, ein leidenschaftliches Ringen — wie oben im Bereich der Mathematik — um freieste Selbstbestimmbarkeit, Autonomie des Willens, der im Sittlichen, allen Gewohnungen zum Trotz, nichts anerkennen darf, kann, als was aus dem Einzigkeitspunkt der individuellsten Seele quillt.

Auch aus unseren neuesten Tanzmanieren spricht eine solche Tendenz nach Überwindung konventioneller Bestimmungen und Einflüsse, ein Abweisen dessen, was nicht voll und ganz von der Nuance des eigenen Wesens gefärbt ist. Wie wir es in den Anfängen der Mathe-

matik gewiß naheliegend finden, das durch die Sinne unmittelbar Gegebene, das Gesehene, das mit ihnen, an ihnen zu Kontrollierende zum Kriterium der Wahrheit zu machen, — wie wir verstehen, daß die Menschen ursprünglich auch in der Musik nur Themen von ihrer primitiven Seele wohlthuender Simplität goutierten, — so wiegte man sich auch im Tanze einzig im Rhythmus der gespielten Musik, oder besser: in einer unmittelbar auf der Oberfläche schwimmenden Rhythmit. In unserer Zeit neigen wir dazu, das Synkopenhafte, das man innerhalb des rein Kunstfischen, im Quattrocento als etwas Störendes empfunden hat, selbst in unseren Bewegungen zu realisieren.

Wer den „Boston“ in seinen ersten Entstellungen beobachtet hat, weiß, wie man mit geradezu mathematischer Exaktheit, in reaktionärer Abhängigkeit der ersten Opposition, regelmäßig einige Sekunden nach der von der Musik markierten Cäsur niederglitt, bis endlich das naiv Oppositionelle völlig schwand und damit die Regelmäßigkeit — die mit negativen Vorzeichen gleichsam die Intentionen des Balletorchesters anerkannte, — einer absoluten, in sich ausschwingenden Eigengesetzlichkeit wich.

„Alles was ist, ist Geist“, er ist es, der die Welt der Tatsachen begreift, der die Tatsachen in der Geordnetheit, in der wir sie als Tatsachen bezeichnen, aus sich schafft, so daß er mit ihnen nie in einen ernstlichen Konflikt geraten kann. Und wo immer der Geist sie nicht umgreifen zu können scheint, — „um so schlimmer für die Tatsachen.“

Mit der gleichen Kühnheit (ich sage nicht ebenso imposant, aber aus der gleichen Kühnheit heraus) ist auch für uns der Rhythmus des Komponisten und seiner Interpreten — als etwas, was nicht ganz wir sind —, eine *quantité négligeable*.

Tema con variazione: die Autonomie der Mathematik, die Ethik Kants und der „Boston“-Rhythmus sind nichts als Paraphrasen über den einen gleichen Gedanken, dargestellt in drei Stadien verschiedenster Entfaltung, vielleicht — — Entwicklung!

Denn was uns das Rein-auf-den-Geist-gestellt-sein des mathematischen Erkennens als so wenig befriedigend, insofern jeder Analogie mit den seelischen Tatsachen entrückten Leblosigkeit ihrer Objekte als so blutleer empfinden läßt, was uns die Ethik Kants den Fluktuationen des Lebens gegenüber so unzureichend erscheinen macht, ist hier verschwunden und gibt einer auf das ganz Persönliche gestimmten Nuancierungsmöglichkeit Raum. Denn aus dem Leitmotiv Kants: „Handle so, daß die Maxime deiner Handlungen jederzeit zum Grundsatz einer allgemeinen Gesetzgebung erhoben werden kann“, spricht für uns ein wirklichkeitsfremder Schematismus. Wir, die wir staunen, wie unendlich die Erfüllung eines Wunsches den Charakter ändert, den er in der bloßen Gerichtigkeit auf jenes ferne Ziel gelebt, wissen wohl, daß eine Handlung in ihrer Einmaligkeit nicht zu messen ist an dem Wert, den sie — als Beispiel — durch die Tat ganz anders gearteter Seelen gewänne.

Der „Boston“ ist von jeder Verallgemeinerungstendenz erlöst. Hier sind wir in jedem Augenblick ermächtigt, den Komponisten, das Orchester, die anderen Paare, die ganze Umwelt zu vergessen, zu mißachten, zu verneinen, um nichts zu folgen als dem eigenen, die Persönlichkeit am adäquatesten repräsentierenden Gefühl.

Wer genießt die Freiheit des mathematischen Denkens? — Der Mathematiker. — Wer realisiert die Ethik Kants? — Vielleicht niemand, da, was Kantisch daran, auf das Leben unanwendbar ist; (aber wir anerkennen mit Kant die Autonomie des Willens im Moralischen).

Wer realisiert die Autonomie des Willens auf unseren Wällen? — Der Posttänzer; vielleicht kann man sagen: der moralische Konventionalist. — So gesehen bietet der moderne Ball ein Bild, das in der Divergenz der in ihm sich realisierenden Inhalte zu den

merkwürdigsten Analogien mit der Wirklichkeit des Geisteslebens versüßt.

Felix Goldner = Berlin

Literaturgeschichte

Goethe und Ilmenau. Nicht lange nach Goethes Hinscheiden erschien ein von Stahlstichen reich illustriertes Sammelwerk, „Das malerische und romantische Deutschland“ betitelt. Ludwig Bechstein schrieb hierzu den Text des Bandes „Thüringen“ und bemerkte bei Ilmenau: „Auch noch vorhandene Briefe Goethes in den damaligen Bergbauangelegenheiten (d. h. 1784 bis 1796) wurden erwähnt und vorgezeigt, sie trugen aber alle den gleichen Typus des formellen Geschäftsstils, den der große Dichter sich angeeignet hatte, so daß nichts Erfreuliches aus ihrer Lektüre gewonnen wurde.“ Das romantische Empfinden Bechsteins, dem ein Stich ins Philistritze eigen war, vermischte hier augenscheinlich Theodor Körners poetische Ader bei Behandlung bergmännischer Stoffe. Wie Julius Voigt jetzt in seiner umfassenden Monographie „Goethe und Ilmenau“ (Leipzig, Xenien-Verlag; mit 7 Handzeichnungen Goethes, Karte, Faksimile und 22 Bildbeigaben. Preis broch. 5 M.) auf Grund eines vielfach noch unveröffentlichten Materials dartun kann, hat es sich damals um ein streng amtliches Wirken Goethes gehandelt. Wir empfangen endlich ein Bild der lebhaften und an Verständnis für den Betrieb nach außen wie nach innen rasch wachsenden Tätigkeit Goethes, die geeignet ist, seine Arbeitsfreude und kluge Art, Menschen zu behandeln, ganz besonders deutlich zu machen. Voigt bemerkt gegen Schluß der fleißig und in vortrefflicher Gesamthaltung durchgeführten Studie: „Im ganzen Bereich der ausgedehnten Amtstätigkeit Goethes finden wir kaum ein Gebiet, welches er mit gleicher Begeisterung ergriff, mit gleicher Stärke persönlicher Hingabe betrieb wie die Geschäfte, an die er jahrzehntelang zu Wohl und Gedeihen Ilmenaus seine besten Kräfte setzte. Und auch als die persönlichen und amtlichen Beziehungen wieder gelöst waren, blieben ihm noch die Wissenschaften, deren Licht sich ihm auf den Bergeshöhen Ilmenaus und in der Tiefe seiner Schächte entzündet hatte,“ nämlich Geologie und

Mineralogie. Es scheint in der Tat, als sollten die Voigt'schen Veröffentlichungen zur Genese dieser Seite Goethescher Naturkunde von Bedeutung werden. Ob der — nicht glückliche — Verlauf des Plmenauer Unternehmens, das den „Schatzgräber“ hervorrief, auch die „Solidesezanztheorie“ Goethes ihrer ganzen Idee nach beeinflusste? Böllig unbekannt aber ist bisher wohl Goethes Verdienst um die Gesundung des Plmenauer Steuerwirrwarrs gewesen; er hat hier einen echt zopfzeitlichen Mattenkönig von betterschaftlicher Unredlichkeit ausgehoben, was die Geduld vieler Jahre brauchte und zuletzt nicht ohne kriminales Durchgreifen abging. Neben diesen beiden forschlichen Leistungen Jul. Voigts besteht sein Kapitel über „Goethes Schützlinge in Plmenau“ weniger glänzend. Es lehnt sich allzusehr an das leider obwaltende Schema der zuviel an, die heute bei uns von Goethe leben. Namentlich der Fall des Schweizerknaben Peter im Baumgarten — Goethe suchte die erzieherische Marotte eines verstorbenen Freundes, deren Objekt jener Unglücksjunge war, ehrlich ins Gleis zu bringen — leidet Adiphora im Text, die sich dort gar zu kümmerlich ausnehmen. Dabei geht natürlich auch das Lehrreiche dieser Episode in die Brüche. Sie gewährt einen bemerkenswerten Beitrag zu der seitdem erhärteten Erfahrung, daß hervorstechend typische Exemplare des Allemannenschlages für die Verpflanzung in den Norden ganz besonders ungeeignet zu sein pflegen. C. A.

E. G. Kolbenheyer: „Montsalvasch.“ Ein Roman für Individualisten. München 1911, Georg Müller.

Die Würdigung deutsch-böhmischer Schriftsteller, die Wilhelm Kofsch in Heft 48 des Jahrgangs 1911 der Grenzboten veröffentlicht hat, möge ergänzt werden durch den Hinweis auf den neuen Roman E. G. Kolbenheyers, „Montsalvasch“, der kürzlich bei Georg Müller in München erschienen ist. Der früheren Bücher dieses Autors, die Spinoza und Jakob Böhme zu Helben haben, wurde dort mit Anerkennung gedacht; das neue Werk stellt das innere Werden eines jungen Menschen unserer Zeit dar, der in der Philosophie seinen Lebensberuf zu finden glaubt, der Philosophie, die

im Wesen „unumschreiblich und unberlaubar“ ist, deren Herz ihm Kunst im höchsten Sinne bleibt, oder, wie der junge Ulrich Bihander in naturnahen berauschten Stunden empfindet: Mittlerin und Botin zu einer großen Schlichtheit des Lebens. Der Lebensernst, mit dem dieser junge Mann aus einem kleinen böhmischen Kurort in die Weltstadt, an die Alma mater kommt, von dem sein ganzes Werden, Lernen und Lieben erfüllt ist, wird sein Glück und seine Tragik. Eine solche Natur kann ihr Liebesgeschick nur in einem Mädchen finden, das seine Schönheit selbst von einem ähnlich planvollen Lebenswillen empfängt; aber in der Betonung, welche sie auf diese ihre persönliche Unabhängigkeit, auf die Verfechtung der Sache legt, der sie sich gewidmet hat, den Frauen Gleichberechtigung mit den Männern zu erringen, wird auch der Konflikt verborgen liegen. Sie will nicht Verräterin an ihrer Sache werden, will nicht durch die Ehe der Banalität und Geistesarmut des Alltags verfallen, will nicht Mutter seines Kindes werden. Darin wird der Lebensernst des jungen Mannes am tiefsten verwundet, so daß er auf sein Glück verzichten lernen muß. Die ganze Darstellung dieses Lebens um eines inneren Zieles willen gibt dem Buch seinen Wert. Sein Beginn ist nicht eben geschmackvoll, die Darstellung der Katastrophe etwas kraß, und die ganze Handlung eigentlich die einer Novelle, die nur durch Schilderungen und durch Wiedergabe umfanglicher Gespräche zum Volumen eines Romans gediehen ist. Allein die Schilderungen sind voll feinen Empfindens, und wahr und tief sinnig ist fast alles, was jene Gespräche ausführen. Die wenigen Figuren sind scharf umrissen und liebevoll ins Kleine ausgemalt. Wunderbar dieser Zug der Mutter, die in ihrer betreuenden, gutherzigen Beschränktheit bei dem Bekenntnis ihres Sohnes, er wäre mit dem geliebten Weibe nicht getraut, nicht anders empfindet, als ob ihr Bub wieder einmal bei einer Prüfung durchgefallen wäre! Das ist Poesie: wenn sich zu so einem Zug die Wahrheiten eines ganzen Lebens verdichten. Und an solcher Poesie ist dieses breitspurig-deutsche, geistreich-schwerfällige Buch nicht arm.

Max Mell-Wien

Tagesfragen

Wandern. Man kann sich heute keine Landschaft mehr ohne Wandervögel denken. Überall, wo es schön ist, ziehen sie in Scharen und kleinen Schwärmen durch die grüne Waldeswelt. Eine oft wiederholte Erscheinung, gleichmäßige Formen, zumal wenn sie mit einigem Anspruch des Neuen auftreten, wirken auf einen großen Teil des deutschen Publikums aufreizend und locken den Widerspruch hervor. Man erboft sich, findet nichts Neues, nichts Besonderes daran, man klammert seine Vorwürfe an kleine Auswüchse und bedenkt nicht, wie man durch kleinliche Ausstellungen einer großen lebendig quellenden Bewegung, einem Jungbrunnen der muffigen, in Schultram und Alkoholprokerei stagnierenden Pennälerschaft schadet. Die Jugend hat hier einmal selbst den Anstoß gegeben, hat etwas von dem regsamem Geist, von dem Latendrang, der oft genug zu üblen Kraftäußerungen treibt, umgesetzt in gesundes, harmloses, poesievolles Sonntags- und Ferienbergnügen, und nun, da es endlich einmal gegangen ist, wie wir es theoretisch wünschten, steht schon ein Teil der Lehrerschaft am Ufer wie ängstliche Glucken, wenn die jungen Entchen aufs Wasser gehen.

Wie verständnislos selbst gebildete Jugend-erzieher dem Wandervogel gegenüberstehen, bewies mir ein Oberlehrer, der einer Schar unserer jungen Kameraden begegnet war. Vor der Tür eines Hotels hätten sie — nicht einmal vierstimmig! — zur Zupfgeige gesungen und sich sicherlich ein Biatikum ersoffen wollen! Nun, derartige Mißverständnisse kommen selten vor. Unsere Gegner oder Mörgler machen vielmehr meistens geltend, das Wandern sei in Deutschland nicht neu, sie selbst wären in ihrer Jugend tagelang allein gewandert oder mit ein paar guten Freunden zusammen, sie hätten keinen Kochtopf gebraucht, keine Federn auf malerischen Hüten, keine Zupfgeige, um ihre Wanderlust anzufrischen. Das alles seien Außerlichkeiten, die von dem eigentlichen Zweck des Wanderns immer weiter abführten. Zugegeben, bei eintägigen Touren kann man ohne Kochtopf fertig werden, aber nicht bei mehrtägigen oder gar längeren Ferienwanderungen, und

das Kochen will gelernt sein. Deswegen nehmen wir fast jedesmal den Kochtopf mit auf die Wanderschaft. Da gibt es viele praktische Handgriffe, die nicht beim ersten Male gelingen. Lodenhüte mit Federn, Kniehosen und Zupfgeigen sollen auch keine Uniform, kein Dogma sein, niemand wird abgewiesen, der ohne sie erscheint; aber jede Erscheinung hat ihre Form. Hätte der Alkoholismus nicht durch Trinksitten eine Höheres vorgebende Form gefunden, so hätte er unter Studenten, Offizieren und Pennälern nicht seine Orgien feiern können. Die Form stellt sich von selbst ein; ist sie so praktisch und zwanglos, wie die der Wandervögel, so ist nichts gegen sie zu sagen.

Aber wir haben einen schlimmen ernsthaften Gegner: viel unberufenes Volk, das sich in Wandertracht hüllt, um die Gassfreiheit, die wandernden Schülern gern gewährt wird, zu „schinden“. Man hat schon böse Erfahrungen gemacht mit Eseln, die sich in unsere Haut kleiden, um Rüben, Kartoffeln, Birnen, Zwetschen und Äpfel zu stehlen und ihren Witz an fremdem Eigentum auszulassen; sie heißen bei uns „Kohlrabiapostel“ und sind unsere ärgsten Feinde, weil sie unsere gute Sache in argen Verruf bringen können. Zum Ausweis führen die Wandervögel vom „Bund Deutscher Wandervereine“ Karten bei sich, die polizeilich abgestempelt sind und nur durch Fälschung oder Betrug in unrechte Hände gelangen können.

Es ist ausgeschlossen, daß unsere Wanderer unter geschulten Führern fremdes Eigentum angreifen oder auch nur schädigen. Denn die Freude an der Natur, die wir den jungen Kameraden einzulösen suchen, bewahrt vor Verschandelungen. Wir setzen unseren Stolz darein, daß unser Kochplatz sauber aussieht, wenn wir weiterziehen, kein Fetzchen Papier, keine Eierschale darf liegen bleiben; nur die ausgegossenen Kohlen oder die Stelle, an der sie vergraben sind, wenn nicht genug Wasser zum Ausgießen vorhanden war, bleiben Zeugen unseres Aufenthalts.

In fast jeder Stadt steht ein Eltern- und Freundesrat (Eusrat) den jungen Wanderern zur Seite, unterstützt sie mit Geldbeiträgen zum Anschaffen der Kochtöpfe u. dgl. In dieser Stellung pflegen auch die Lehrer, als „Eusräte“,

Einfluß auf die wandernden Schüler auszuüben, aber sie mögen sich wohl hüten, zu viel regieren zu wollen. Es bildet sich in der Jugend von selbst ein neues Ideal freierer deutscher Manneszucht, was seinen hervorragendsten Ausdruck wohl darin findet, daß die Mitglieder der Berliner Wandervereine sich verpflichten müssen, die „Kientöppe“ zu meiden. Nach den ausgezeichneten Aufsätzen des Herrn Dr. Warfat in den Grenzboten Nr. 6 und 23 des Jgs. 1912 brauche ich hier wohl nicht hervorzuheben, wie segensreich diese Bestimmung für die Berliner Jugend sein wird.

Ich kann auch darin nicht mit den Begnern oder „halben Freunden“ des Wanderns übereinstimmen, daß die Wissenschaft am Montag unter der Müdigkeit litte. Ist dies der Fall, so hat man die Sache umgekehrt aufzufassen: wenn die Schule nicht einmal zur Sonntagswanderung Zeit läßt, so wird zu viel Zeit mit dem Lernen zugebracht!

Bei allen Wanderungen, die ich als Guftrat mitgemacht habe, ist's mir immer wieder klar geworden:

Wo man zupft, laß die Bedenken schweigen,
 Böse Wandrer zupfen nicht auf Geigen.

Wie natürlich klingen die wieder auflebenden Volkslieder aus unserem Zupfgeigenhansl zum bescheidenen Surren der Klampfe! Wie schmeckt das selbstgekochte Essen mitten auf freiem Felde oder an schattiger Waldquelle und in heimlicher Felsengrotte! Und dann liegen wir um das verglühende Feuer und jeder sucht die Freude, wie er sie findet. Wer klampfen kann, zupft neue und alte Weisen, andere hören ihm zu, singen mit und dichten neue Strophen zu alten Liedern. Was da manchmal im Übermut des Augenblicks erschallen wird, klingt wohl zu Hause allzu toll, allzu wild. Aber wer weiß, was das richtige Gefühl war: der Übermut des Waldes oder die Besonnenheit der Stubenluft? Überhaupt an Übermut darf es nicht fehlen. „Jäger, Soldaten, mühsam Reisende bedürfen gutes Mutes, der sich leicht zu Übermut steigert“, sagt Goethe, der auch zu wandern wußte. Erlebnisse, kleine Gefahren, tapfere Überwindung, das braucht unsere Schuljugend so nötig wie die Wissenschaft, und wir wollen froh sein, daß sie sich selbst neue Wege in der neuen Wanderform gefunden hat.

Wer allein wandern will, hat jetzt wie früher Gelegenheit. Wer sich an anderer Frohsinn laben, von anderen lernen will, mag sich uns getrost anschließen. Wir lernen alle viel voneinander. Der eine hat neue Lieder, der andere neue Suppen; einer zeigt uns Pflanzen und Vögel und alles andere Getier und Gewürm, ein anderer schätzt Entfernungen mit unübertroffener Genauigkeit; der hat zu Hause am Meßtischblatt den Weg genau studiert und weiß über jeden Baum und jeden Stein, jede Quelle und jedes Dorf Bescheid; einer erzählt lustige Schwänke und Schurken und ein anderer ist weiter nichts als ein guter Kamerad.

Ein freier Ton herrscht wie von selbst, da alles auf Einfachheit und Selbständigkeit gestimmt ist. Mancher Guftrat zog schon mit uns aus, der jahrelang nicht aus dem Berufs- und Gesellschaftsleben hinaus gekommen war. Der freie Verkehr zog ihn an und die langvergeffene Lust am Wandern kam ihm wieder; manch seines Herrchen lernte ruffige Töpfe mit Papier und Sand ausschneuern und viele blasfierte und verwöhnte Mutterjöhnchen verkniffen sich den üppigen Sonntagsbraten und nahmen vorlieb mit Erbsuppe und Kartoffeln.

Und mancher deutsche Wanderzmann
 Hat dort den Trunk sich abgetan.

Wenn nur „die Scham nicht weiter gebeut“, wenn man sich nur mal herausgerissen fühlt aus den Fesseln gesellschaftlicher Vorurteile, wie leicht und frei ist da plötzlich der Verkehr, wie ungezwungen der Ton der Unterhaltung, wie erhebend die gemeinsame Begeisterung an der Schönheit unseres Landes!

Dürfen wir nicht hoffen, unsere Jugend mit einer unvergeßlichen, tief wurzelnden Liebe zur deutschen Erde zu erfüllen, wenn wir sie hinausführen in Wald und Sonne, in Wind und Regen, auf hohe Felsen und graue Burgen, in alte Städte und stille Dörfer! Aus der Heimatsliebe stammt die Vaterlandsliebe, die wir so dringend nötig haben. Unaufbringlich aber bereiteter als alles andere drückt das deutsche Land uns die bewußte Liebe zur Eigenart und zum Volke ins Herz.

Drum laßt sie spotten, junge Wanderkameraden, laßt sie uns unsere Freude beneiden! Aber laßt euch nicht eitel machen von der kritiklosen Bewunderung alter und

junger Damen, die alles Lockere „himmlisch“ und „wonnig“ finden. Haltet die Lust am Wandern fest und kümmert euch nicht um andere. Euer Gewissen sei so leicht wie euer Schritt, wenn ihr in aller Frühe auszieht, um neue Schönheit zu atmen und neue Sträuße der Wanderlust zu pflücken. Tragt nur die winkenden Federn an den grünen Hüten und tobt euch aus in der harmlosen Freiheit, die ihr bei uns gefunden habt! Tragt frischen Waldesduft mit heim in eure Schulfstuben; dies Jahr soll wieder ein Wanderjahr sein wie das vorige, und noch manches liebe Mal soll es heißen:

Wir sind von Waldeszauber voll,
Sind sommertrunken, sind wandertoll!
Fritz Tychow-Einbeck.

Das ausgekochte Ehrenwort. Vor nicht langer Zeit suchte eine kaufmännische Firma auf dem Inzeratenwege einen „ausgekochten“ Reisenden für ihre Artikel. Diesmal ermannte sich ein Teil der Tagespresse. Sie gab einer Darlegung Raum, worin der ekle Begriff gebührend analysiert wurde, — besagt er doch die gleichsam karnibalische Abgefotttheit eines Menschen gegen die Interessen anderer. So wurde der nicht schöne, aber offenerzige Ausdruck wieder in seine heimatliche Kontorsprache verwiesen, wo er vermutlich weiterblüht. Aber die Wortbildung bedeutet ein Symptom; von welcher Art, hat jetzt ein Spruch der dritten Kammer des Berliner Kaufmannsgerichts ersichtlich gemacht. Hier lag der Fall einer Buchhalterin vor, deren Anstellungsvertrag ausdrücklich bestimmte, daß sie für Tage ihres etwaigen Fehlens im Geschäft kein Gehalt beanspruche. Noch mehr: man hatte sie ehrenwörtlich erklären lassen, daß sie auch später ihre Einwilligung in diesem Punkte niemals zurückziehen werde. Eine ernstliche Erkrankung führte dann der Dame zu Gemüt, wie es um diese ehrliche Maßregel beschaffen war; sie klagte, und das Kaufmannsgericht machte dem Beklagten deutlich, daß die Ehre als ideales Gut nicht ohne weiteres zu solchen Zwecken eingespannt werden dürfe. Diese Bindung durch Ehrenwort stelle sich vielmehr als persönlicher Zwang dar, dessen Vorhandensein die so „verstärkte“ Willenserklärung überhaupt hinfällig

Grenzboten III 1912

make. Man sieht jedoch, daß die nicht-juristische Seite des Vorkommnisses noch inhaltreicher ist. Die Haltung des Arbeitgebers setzte voraus, daß dieser sich der s. v. Ausgekochtheit seines grundsätzlichen Standpunktes bewußt war. Nur hat der Brabe nicht gewußt, daß die Männerwelt weder Handhabe noch Befugnis besitzt, mit einem weiblichen Ehrenwort zu operieren, denn die Ehre der Frau schließt ihrer Natur nach jede aktive Demonstration eigenen freien Entschlusses aus. Kann aber einem Manne solch ein grotesker Irrtum begegnen, dann hat er schon den schlagenden Beweis geliefert, daß er unmöglich über eine feste Vorstellung vom männlichen Ehrbegriff verfügt, weder von den Grenzen noch vom Kern. Der Kalkül jenes Beklagten lautete: „Was tue ich mit dem Ehrenwort? Heureka: ich lasse mir eins geben!“ Und er nahm es, wo er es kriegen konnte, d. h. er benutzte eine beim Nächsten als funktionierend vermutete Hemmung zur geschäftlichen Rückversicherung für den eigenen Vorteil. Da hätten wir also ein geradezu unschätzbare Beispiel derjenigen Anschauungsweise, die bei ihrem Träger die eventuelle Abgabe eines innerlich vollwichtigen Ehrenwortes ausschließt. Er treibt Handel damit, hat den Begriff regelrecht „ausgekocht“, und wenn er eines Tages für seine Person zu fremdem Behuf eine bessere Qualität liefern würde, so wäre er ein Narr, sogar im objektiven Sinne. — Aber die ernste Seite der Sache ließe sich ein Band schreiben; wer eine größere oder kleinere Sammlung von charakteristischen Entscheidungen deutscher Kaufmannsgerichte angelegt hat, wird wissen, was alles hineingehören würde. Jedenfalls sind die hehren Wendungen vom „königlichen Kaufmann“, auch wenn sie beim Einzelfall im ganzen zutreffen, doch ein Opium, und Herrn Carnegies famoseres Buch „Kaufmanns Herrschgewalt“ war noch mehr, nämlich eine unedle Dreistigkeit. So gewiß es ist, daß die Denten einer Nation immer der Regel nach auf wirtschaftliche Glanzeffekte werden verzichten müssen, so nötig bleibt es, daß die Erwerbsstände ihre ethischen Grundsätze stets aus zweiter Hand nehmen, die eigene aber davon-

C. 27.